

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919**

31.8.1919 (No. 35)

# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 35

Karlsruhe, Sonntag, 31. August

1919

Inhalt: Friedrich Naumann. Ein Nachruf von Dr. Franz Schnabel. — Ernst Saedels Bedeutung für die Kultur. Von Dr. Richard Rabner, Gaggenau. — Hans Sietrich Ehrler. Von Hans Gäschen.

## Friedrich Naumann.

Ein Nachruf von Dr. Franz Schnabel.

„Im Anzuge werden die Verhältnisse am schwierigsten sein, da werden die meisten im Kampfe unterliegen, und die, welche siegen, werden es nur mit zerrissenen Fahnen, weil sie die Traditionen noch in das innerste Mark eingezogen haben, und weil im Menschen noch so viel anderes ist als das Gehirn, das überzogen werden muß, das Blut und die Nerven, Hoffnung und Sehnsucht, und womöglich auch noch die Träume.“  
N. B. Jacobson.

Auch Friedrich Naumann ist als ein spätes Opfer des Krieges gefallen. Er hat sein reiches und innerlich wechselvolles Leben müde gerungen in der Arbeit für eine kommende, neue und bessere Welt, hat dem aufsteigenden Zeitalter einer aus deutschem Volkstum sich formenden Menschheit gedient mit der ganzen Kraft seines glühenden Glaubens, und er hat schließlich das alles zerfallen sehen in einem Zusammenbruch ohne Gleichen. Wir wissen heute, wie er vergebens versucht hatte, den Lauf des Schicksals aufzuhalten und wie sein ganzes Schaffen seit zwei Jahrzehnten auf allen Gebieten die Möglichkeiten einer solchen Katastrophe beseitigen wollte, und wir sehen es heute, daß selbst seine starke Persönlichkeit zwar den Verstand belehren und die Phantasie der Menschen erregen konnte: ihre Interessen und ihre Instinkte blieben dennoch immer ungebrochen und unbezwingbar. Mit nie erlahmender Energie und Beweglichkeit hat er bis in seine letzte Stunde hinein zu reiten gesucht, was noch dem Neubau dienen konnte, und er hat auf den Trümmern des zerfallenden Reiches und über der triumphierenden Selbstsucht des öffentlichen Lebens trotzdem an die alten Ideale des deutschen Geistes nochmals appelliert; nun ergeht von der Bahre des nationalen Predigers und unabhängig von aller Parteiüberzeugung der Ruf zur Besinnung hinaus, auf daß das alte und müde und kleinmütig gewordene deutsche Volk die Stimme vernehme, die einst in besseren Tagen der deutschen Jugend so herrlich und so erregend geklungen hat.

Ihn hat in der Vergangenheit der Jubel der Jugend umbraut wie kaum einen anderen seiner Zeit, und Jubel der Jugend ist für die Schaffenden die süßeste Musik. Uns allen, die wir um die Jahrhundertwende herangewachsen sind, ist Friedrich Naumann die Liebe unserer Jünglingsjahre gewesen, und für unzählige Primaner hat damals irgendeine Naumannrede das große Erlebnis gebracht, das sie zu ihrem geistigen Bewußtsein erweckte. Was für die vorhergehenden Studentengenerationen Heinrich von Treitschke oder Bruno Fischer gewesen sind, das hat — obwohl oder weil er niemals den Ornat des Professors getragen — für die akademische Jugend einer späteren und anders gewordenen Zeit die mächtige Gestalt Friedrich Naumanns bedeutet; auch er hat die reine Flamme des deutschen Idealismus noch einmal heller brennen lassen, er hat die ganze Breite des nationalen Lebens und die Fülle der Menschheitsfragen von neuem durchdacht, und er hat die ewigen Werte von ihrem zeitlichen Gewande freigemacht und sie mit ehernen Säulen zu neuer Wirkung in einem verwandelten Zeitalter aufrufen. Keiner hat die Erbschaft, die uns aus den Tagen unserer großen Dichter und Denker überliefert ist, so tief begriffen und so lebendig geformt auch für unser eigenes Dasein; er hat in jenen Jahren, als man bei uns die Erinnerung an Deutschlands Fall und Erhebung erneuerte, aus der Tiefe seiner eigenen inneren Erfahrung immer wieder den staatlichen Glauben im Geiste Fichtes zu erwecken sich bemüht, und er hat aus persönlicher, seelischer Verwandtschaft heraus die Gestalt Friedrich Schillers zu begreifen gelehrt wie niemals ein anderer vor ihm. Nicht mehr als absolutes Vorbild sollte der große Dichter von nun an dem viel leicht unbehaglichen Wollen der Gegenwart gegenübergestellt werden; aus seinem Leben voll Atem und Hingabe, aus seiner gestaltenden Persönlichkeit und aus dem echten Pathos seiner Werte sollten lebenspendende Kräfte hineinströmen in eine Welt, die unter anderen Formen und erschwerten Bedingungen doch die Grunde nichts anderes suchte und brauchte, als was das Zeitalter der ästhetischen Erziehung den „schönen Menschen“ genannt

hatte: jene Idee der persönlichen und der nationalen Kultur als Vollendung des Menschentums!

Das war die Idee, die für Friedrich Naumann im Mittelpunkt seines Glaubens und Schaffens stand, und von ihr aus hat er all die ringenden Probleme einer noch ungestalteten Zukunft zu lösen gesucht. Er sah die neue Zeit herankommen, die mit den alten Lebensformen und Anschauungen, mit der alten Behaglichkeit und dem alten Persönlichkeitsideale brach und die in Staat und Gesellschaft, in Wirtschaft und Kunst und überall bis hinein in die zartesten und heiligsten Beziehungen der Menschen die alten Werte zerbrach und neue nicht zu finden vermochte. Der mitten in der Arbeit der inneren Mission stehende Theologe lernte frühe die großen sittlichen und sozialen Gefahren des neuen Zeitalters kennen, das die Welt entgötterte und die Menschen entseelte, und so hat er auch schon bald die soziale Frage als eine in erster Linie ethische Frage aufzufassen gelernt. In der Frühzeit seiner Entwicklung, als er noch mit Stöcker ging, glaubte er wohl, daß es möglich sei, dem Strom des geschichtlichen Wandens sich entgegenzustellen und mit den überlieferten Mitteln der christlichen Caritas und einer sorgsam erhaltenen agrarischen Ordnung die Welle des Kapitalismus und der industriellen Entwicklung aufhalten zu können. Aber er wurde ein zu tiefer Kenner der Geschichte und ihres Wirkens, als daß er auf die Dauer glauben konnte, es sei dem menschlichen Willen gegeben, selber ein Demiurgos zu sein, ein Schöpfer der Lebensbedingungen. Die Ehrfurcht vor dem großen Werden, das tiefer liegt als alles regelnde und ordnende Handeln, ließ ihn die neue Zeit erkennen als ein Schicksal, dem man — wie er einmal gesagt hat — nicht im Trauergewande sich nahen soll, sondern im Vertrauen auf die Vernunft, die in allen Dingen wohnt, sobald nur die Menschen vernünftig sein und handeln wollen. Auch das ist ein Glaubenssatz, der aus der Gedankenwelt Schillers und Hegels hervorgegangen, nun hier in moderner Prägung wiederkehrt und von dem starken Optimismus des Bekenners zeugt. Er selber liebte das alte Kulturerbe, das wir aus den Händen unserer Vorfahren übernommen haben, mit ganzer Seele, und viele seiner Schriften beweisen es, wie er in Hingabe und Ehrfurcht auch in die fernste Vergangenheit unseres Volkes hinabgestiegen ist auf Pfaden, die ehedem nur die Romantiker gezogen sind; aber der neuen Zeit des ewigen Wandens und der gewaltigen Veränderung hat er dennoch ein heiliges Verstehen entgegengebracht. Gleich Theodor Fontane, dessen Dichtkunst er darum so sehr verehrte, hat er die entschwindenden Zeiten geklebt und dennoch zugleich der modernen Welt ein brausendes Lied gesungen. Er hat den menschlichen Willen entthront vor dem Datum, das unerbittlich darüber hinwegzieht; doch wiederum im Geiste Schillers nahm er dann die Gottheit auf in seinen Willen, und er wurde der neuen Zeit ein jubelnder Herold. Seine echte Frömmigkeit ahnte und ehrte im Wandel der Dinge das Warten der unendlichen Vernunft; doch ihr zu dienen mit aller Kraft des Willens und des Handelns, war ihm sittliches Gebot. Die neue Ordnung der Welt, die so mit immanenter Notwendigkeit hereinbrach, blieb jeder menschlichen Betätigung entzogen; der bewußte Wille aber hatte Möglichkeit und Pflicht, die Härten der Übergänge zu erleichtern und die gewonnenen seelischen Werte der Vergangenheit vor blinder Verschüttung zu bewahren. Das alte, vorindustrielle Deutschland war dahin, seit nun einmal die unerlöschliche Kraft des Volkes wuchs und immer weiter fruchtbar wurde; aber die blinde Wut dieses neuen Wandens konnte nur dann glücklich am Abgrund vorbeigehen zu einem glänzenden und dauernden Aufstieg führen, wenn ein mächtiger Wille bereit stand, die Brutalität dieses Wandens, die Verlockungen und die wilden Tiere in seinem Gefolge niederzuzwingen und den Glauben an die Einzelseele, an Volk und Menschheit hinüberzuretten in die neue Welt, der die geistigen Werte der Vergangenheit zu entschwinden drohten.

Friedrich Naumanns Lebensarbeit ist es gewesen, daß er in diesem Sinne das alte Deutschland umzuschmieden versucht hat. Umfassend und groß hat er die neue Lehre aufgebaut, aber ohne dabei ein sozialphilosophisches System zu erstreben: in unzähligen Schriften, Essays und Reden hat er freigebig und schöpferisch die Ideen ausgestreut, hat Schüler um sich gesammelt und tief gewirkt durch den Eindruck seiner starken Persönlichkeit, die Werbekraft seiner Gedanken und die naturhafte Wucht seiner blendenden Rhetorik; der Redner war unvergleichbar in unserer Zeit, und in der Geschichte unseres Christentums wird die prägnante Eigenart dieses Stilisten dauern, auch wenn die Probleme, um die er sich mühte, längst verschwunden sein

werden. So ist er die stärkste, die wirklich produktive Kraft in der Publizistik der beiden letzten Jahrzehnte gewesen, ein Mann, von dem Rudolf Söhm, der große Jurist und der treueste Förderer seines Wirkens, mit Recht gesagt hat, daß er „mit weithin vernehmbaren Hammerschlägen neue Thesen an das Tor des deutschen Reiches geschlagen“. Ganz gewiß hatte er in sich etwas vom Geiste und von dem Blute der Reformatoren und nicht zuletzt auch von ihrem Willen und ihrer Kraft. Immer wieder denkt man auch an jene beiden anderen Obersächsen, die seine Landsleute gewesen und mit denen er so viele geistige Züge gemeinsam hat: an Lessing, von dem er einmal erzählt hat, wie die Fürstenschule zu Meißen, auf deren Bänken auch er gesessen, ganz und gar im Zeichen dieses ihres größten Schülers gearbeitet hat; und an Heinrich von Treitschke, von dessen Anschauungen ihn so vieles trennte — weil eben die Spanne eines entwicklungsreichen Menschenalters dazwischen liegt — und der als Mensch und als deutscher Mann durch die Geschlossenheit seines Wesens und seiner Rede ihm so ähnlich ist. Auch Raumann ist ein letzter Sprosse aus jener Rasse der politischen Gelehrten, die einst die Paulskirche beherrschte und von der er oft mit Bedauern festgestellt hat, daß sie nun ausgestorben sei. Auch er besaß die Vollständigkeit ihres Wissens und den Mut ihres Bekenntens und ihre ganze persönliche Echtheit und Wahrhaftigkeit. So lebte er auch sein eigenes Leben und lehnte es ab, sich in alte Bahnen einpressen zu lassen. Daß er trotzdem auch Parteipolitiker war und blieb, entsprang nicht seiner Natur, sondern war ihm durch die Notwendigkeiten des parlamentarischen Lebens nahegelegt, weil er eine praktische Wirkung brauchte und sein eigener Gründungsversuch an dem festen Gefüge der historisch gewordenen Parteien scheitern mußte.

Die Selbständigkeit seines Denkens und Wollens hat er dennoch niemals preisgegeben, und ehrlich und ausschließlich der Sache dienend, hat er auf allen Lebensgebieten den Aufbau der neuen Zeit gesucht und durchdacht. Er hat die wirtschaftlichen Grundlagen der neuen Ordnung geprüft und den vollendeten Industriestaat gepriesen als das feinste und kunstvollste Erzeugnis des über die Natur triumphierenden Menschengeistes. Er hat auch dem dumpfen Rhythmus der Massen, der durch die ganze jüngste Entwicklung hindurchgeht, Worte von ewiger Prägung geliehen, und er hat das Ideal der Persönlichkeit auch den enterbten Söhnen dieser neuen Entwicklung gewinnen wollen: er als erster hat mit dieser tiefsten und schwersten Schicksalsfrage der Gegenwart gerungen und hat das große Erbgut unserer individualistischen Vergangenheit auch den Massen und einer gerade durch das freigewordene Spiel der Kräfte von neuen Bindungen bedrohten Welt erobern wollen. Er hat auch im Staate diesen anwachsenden Schichten der industriellen Entwicklung, in denen sich bald die Mehrheit des Volkes wiederfindet, die Tore zu öffnen gesucht, und man erinnert sich noch an manches berühmte Schlagwort, das er für seine Idee einer geeinigten Union und ihres Bundes mit dem Kaisertum geprägt hat. Alle anderen Fragen der neudeutschen Kultur hat er im gleichen Geiste gelöst, und selbst die ihm so fremden Aestheten, die die Welt nach Form und Farbe und Linie werten, hat er zu überzeugen gesucht und ihnen die Schönheit der Eisenkonstruktion und die Kunstformen des Fabrikbaues und der rauchenden Schöte entdeckt. Staat und Gesellschaft, Wirtschaft und Recht, Kunst und Kultur und Religion — mit einheitlichem Willen gestaltet er alles, und überall steht als das gleiche Ziel der Mensch in seinem ewigen Wert! Ihm zu dienen und ihm die durch den Lauf der Dinge bedrohte Würde zu schützen, ihn gesund und rein und stilllich zu bewahren, weil er ein Sohn des gemeinsamen Volkes und ein Bruder unter den Menschen ist, — das hat Raumann immer wieder in neuer Weise als den Grundgedanken jeder nationalen, staatlichen und sozialen Betätigung bezeichnet, das war der Kern seines religiösen Bekenntnisses, weil ihm ohne Glaube an die Menschenwürde und ohne Glaube an eine waltende Weltvernunft jedes Wirken für die Welt und für die Menschen zweckwidrig und sinnlos erschien.

Er hat sich nicht durchsetzen können. Die Zeiten unseres glänzenden Aufstieges hörten gerne seinen Hymnus auf die Wunderwelt der Technik und des eisernen Zeitalters, sie begeisterte sich an der Musik seiner Worte, aber nur Kreise der akademischen Jugend hörten seine Mahnungen und seinen Appell an die sittliche Pflicht. Ihnen erfaßte er Herz und Gemüt und das ganze Volk, aber um breit zu wirken und auch die Massen zu erfassen, hätte es massiverer Mittel bedurft als sie ihm zu Gebote standen. Er konnte ihnen nicht in die Träume die Bilder von dem naturnotwendigen Gang der Entwicklung und vom arbeitslosen Genuß zaubern, er konnte nicht alte Herrschaftsrechte schonen und weder nach oben noch nach unten schmeicheln, und er wurzelte zudem noch zu stark in der Vergangenheit, als daß er alle überlieferten Gemeinschaftsformen leichtem Herzens hätte preisgeben können. So hat er zwar „Pfeile der Sehnsucht hinübergeschandt nach dem jenseitigen Ufer“ — aber die Zeit war nicht reif, und er selber blieb trotz aller hinreichenden Kraft dennoch unter jenen, von denen das Wort Jens Peter Jacobsens spricht, das wir an die Spitze dieses Nachrufes gesetzt haben und in dem die Tragik auch seines Lebens umschlossen liegt. Das Schicksal hat ihm nicht Spielraum und nicht die Zeit zur Vollendung gegönnt, und in dem Strudel des Krieges verankert dann schließlich die ganze Zukunft, von der er gepredigt. Die staatlichen Pläne der Kriegsjahre, denen wieder er die glänzendste Formulierung gegeben hatte und die in dem Gedanken der mitteleuropäischen Lebens-

Wirtschaftsgemeinschaft gipfelten, waren dahin, dem Traume vom sozialen und demokratischen Kaisertum war ein jähes Erwachen gefolgt, und schon beginnen sich auch in der furchtbaren Katastrophe die Zweifel am künstlich gezüchteten Industriestaat zu regen, der uns dem Mutterboden entfremdet und durch Blockade verwundbar gemacht hat: überall hat die Entwicklung schließlich anders gesprochen. Raumann freilich könnte sich heute mit Recht darauf berufen, daß alle seine Gedanken und Forderungen niemals einzeln gedacht waren, sondern immer nur im Zusammenhang mit anderen ihre Geltung besaßen und gegenseitig sich bedingten. Und die Reformen, die im einzelnen sein Lebenswerk enthielt — von der Kinderstube und der Kaserne bis zur Fabrikverwaltung und zum diplomatischen Dienst — waren alle in letzter Linie eben zur Stärkung unserer Weltstellung gemeint und zur Beseitigung der sozialen und nationalen Gefahren, die gerade er in der ganzen industriellen Entwicklung erkannt hatte. Aber es war schließlich alles umsonst, und als dann endlich die Möglichkeit gegeben war, die neue Welt zu formen, da war der Staat zertrümmert und die Volkswirtschaft zerstört und die Moral vernichtet; und da war es zu spät! Dies ist das Tragische an der deutschen Gegenwart, und es ist auch zugleich die persönliche Tragik seines eigenen Lebens; das traf ihn ins Herz. Er hatte mit starkem Optimismus und mit der ganzen ungewöhnlichen Kraft seines Wollens und seiner Persönlichkeit an der Zukunft gebaut, aber selbst hier bleibt schließlich nichts als die ergebene Einsicht in die Wahrheit des Goetheschen Wortes: „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch so wenig.“

## Ernst Haeckels Bedeutung für die Kultur.

Von Dr. Richard Rahner, Gaggenau.

Was die Wartburg für Martin Luther, was Weimar für die ardhären Heroen der deutschen Literatur, was Jena seit 3 Jahrhunderten für eine große Anzahl hervorragender Forscher gewesen ist, das wird unter Jena auch fernerhin gewiß bleiben; eine feste Burg freien Denkens, freier Forschung, freier Lehre — eine feste Burg der Vernunft.

Ernst Haedel in „Freier Wissenschaft und freier Bahn“ 1878.

Die gesamte Natur befindet sich in fortschreitender Entwicklung, d. h. sie läßt im einzelnen wie in ihrer Totalität bestimmte Richtungslinien des Fortschrittes erkennen. Schon lange aber sind solche Richtungslinien entdeckt worden bei der Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung in der Philosophie des Denkens, welche nach Kant vom Dogmatismus durch den Skeptizismus zum Kritizismus fortschreitet, und später hat August Comte die geistige Entwicklung der Menschheit in drei aufeinander folgenden Stadien erkannt: das theologische, das metaphysische und das positive Stadium. Auch bei Betrachtung der kulturellen Fortschritte kommen wir auf solche Richtlinien, die uns die Kulturbewegung anzeigen und „gelingt es, diese Bewegung in ihren kausalen Bedingungen zu erfassen, so können aus den Richtlinien die Gesetze der Entwicklung abgeleitet werden.“ (Dr. H. Schmidt). Dies ist allerdings eine Arbeit, welche bei der Soziologie und Geschichtswissenschaft erst begonnen wurde, bei der Soziologie durch Müller-Lyer in dem mehrbändigen Werke „Entwicklungslehre der Menschheit“ und den Wiener Soziologen Rud. Goldscheid in den „Annalen der Natur- und Kulturphilosophie“. Sollen wir aber feststellen, ob die Lebensarbeit eines Mannes einen bedeutenden Kulturfaktor darstellt, dann haben wir zu untersuchen, ob die in derselben liegenden Richtlinien mit denen der Kultur in ihrer Gesamtheit oder einzelnen Gebieten zusammenfallen oder gar, ob eine Kulturentwicklung die Folge von Richtlinien ist, die uns in dem Leben und Wirken eines großen Mannes gegeben sind. Im letzteren Falle käme einem solchen Mann eine ganz ausnahmsweise hervorragende Kulturbedeutung zu. Können wir heute schon den objektiven Kulturwert der individuellen Arbeitsleistung Ernst Haeckels bestimmen? — soll die Frage sein, deren Beantwortung in kurzen Umrissen versucht werden soll.

Es kann bei einer solchen Beantwortung natürlich weder eine ausführliche Psychographie noch ein abgerundetes Kulturbild gegeben werden, solches wollen wir größeren Arbeiten vorbehalten. Doch läßt sich in kurzen Zügen das Lebenswerk des eben erst verstorbenen Altmeisters († 9. August 1919) unter Hervorhebung der wirkungsvollsten und gedankenreichsten Ideen wenigstens insoweit vor Augen führen, als es notwendig ist, um dessen Verhältnis zur zeitgenössischen Welt- und Naturanschauung und dessen Einwirken auf dieselbe zu verstehen und dadurch zu erfahren, inwiefern die Richtlinien dieser Entwicklung die Resultanten seines eigenen Wirkens sind. Was in den Richtlinien des Kulturfortschritts liegt, ist das wahre Schöne und Gute. Bedeuten der erwachende Humanismus, ein Erasmus von Rotterdam und Machiavelli, ein David Friedländer, Strauß und Feuerbach, Kopernikus und Giordano Bruno, ein Galilei, Kepler und Newton, Robert Maier und Robert Boyle, Dalton und Lavoisier, Kirchhoff und Bunsen, Andreas Vaseelinus, Sartre

und Karl Ernst von Bär, Gall und andere als Marksteine in den Richtlinien des Fortschritts, so war es doch erst Kant (Astronomie), Buffon (Geologie), Herder (Geschichte der Menschheit) und früher schon allerdings Linné (Botanik) vorbehalten, die Entwicklungslehre zu erfassen, welche das Sein als etwas Gewordenes und sich immer weiter umwandelndes ansieht. Weil Kant aber die „genetische Betrachtungsweise seiner Jugend“ später verläßt, ist dem dogmatischen „Kant des Systems“ (Dr. H. Schmidt) die Synthese vom physischen und moralischen Sein, Realismus und Idealismus, Wissen und Glauben nicht gelungen.

Diesen Marksteinen des Fortschritts gegenüber ist das ganze Mittelalter und — sagen wir ruhig reichlich genug auch noch die neuere Zeit — voll von Hemmnissen des Fortschritts, mußte doch der berühmte Buffon (1749) alles, was er in seinem Buche über die Bildung der Erde gesagt hatte und was der Vorstellung der biblischen Schöpfungsgeschichte nicht entsprach, widerrufen und Gall vor der Akademie in Paris seine Arbeit, in welcher er die Hirnrinde als den Sitz der geistigen Eigenschaften erklärte, 1808 einer Kommission vorlegen, die dann entschied, daß das Gehirn ein drüsiges Organ sei und mit Geistesfähigkeit nichts zu tun habe. (1) Das letzte Hemmnis aus der neuesten Zeit ist das Weimarer Schulkompromiß aus der Ehe von Zentrum und Sozialdemokratie.

Bei uns aber lebte der große Goethe, der die Gedanken über die Einheit, der Entwicklung und der Gesetzmäßigkeit des Kosmos, als die kostbarste Errungenschaft feierte, wenn auch die Allgemeinheit an diesen wunderbaren Gedanken zunächst noch stillschweigend vorüberging. Auf die furchtbare Demütigung durch Napoleon folgte in Deutschland eine Erniedrigung Deutschlands durch die eigenen Fürsten. (Heilige Allianz, Karlsbader Beschlüsse, Mainzer Zentraluntersuchungskommission.) Die erste deutsche Naturforscherversammlung (1822), von Oken einberufen, mußte in geheimnisvoller Stille abgehalten werden, die österreichischen Naturforscher verlangten sogar, daß ihre Namen vollständig geheim gehalten wurden. Hengstenberg hatte die evangelische Kirchenzeitung gegründet (1827), um darin darauf hinzuweisen, daß „Anglauben“ die Revolution bringen würde. David Friedrich Strauß mußte seine Stelle als Repetent am Tübinger Stift aufgeben, als 1835 sein „Leben Jesu“ erschienen war und in Zürich, wohin er sich flüchtete, wurde er noch vor Beginn seiner Vorlesungen pensioniert. Die Wirkung, die Feuerbachs „Wesen des Christentums“ (1841) hervorrief, ist allgemein bekannt, ein Fr. J. Vischer wurde suspendiert, weil er in seiner Antrittsvorlesung etwas gesagt haben soll, was dem christlichen Dogma zuwiderläuft. Als im Jahre 1844 der heilige Rock in Trient feierlich ausgestellt wurde, feierte Görres diese Tat als eine „feierliche Bekundung des Triumphes der Kirche über den paritätischen Staat.“ Der Staatsrechtslehrer der Reaktion Fr. Jul. Stahl wirkte seit 1840 und prägte das berühmte Wort „die Wissenschaft muß umkehren“ und seine reaktionären Grundsätze wurden nun vertreten in der (1878) gegründeten „Kreuzzeitung“. Unter Wilhelm IV. fand vollends eine Alexikalifizierung des gesamten Schulwesens statt.

Wurde so die Allgemeinheit von der Reaktion vollständig beherrscht, so atmeten doch wenigstens einige „Männer“ den Geist Goethes und erkannten, daß das wahre Glück und der wahre Fortschritt in einer Wissenschaft liegt, die als einzige Erkenntnisquelle die Erfahrung hat.

In der Singakademie in Berlin hielt Alexander v. Humboldt seine Vorlesungen über den Kosmos (1827), Wöhler hatte die Synthese des Harnstoffes fertiggebracht (1828), also organisches aus anorganischem geschaffen und damit die Einheit der Chemie, gleichzeitig aber auch die Entbehrlichkeit einer mystischen Lebenskraft bewiesen, während Karl Ernst v. Bär in demselben Jahre seine „Entwicklungsgeschichte der Tiere“ herausgab, eine vergleichende Embryologie, welche mit die wichtigste Grundlage für die Deszendenztheorie wurde. Wenn im Jahre 1830 Cuvier einen Sieg über Geoffroy-Saint-Hilaire davontrug, für den sich Goethe mehr interessierte als für die damalige französische Revolution, so war es doch der letzte Sieg über den Entwicklungsgedanken, denn im selben Jahre veröffentlichte Vyeil seine „Prinzipien der Geologie“, in welchen er den Entwicklungsgedanken in der Geologie zum Durchbruch brachte. In Berlin lehrte der berühmte Anatom, Physiologe, Pathologe und Zoologe Joh. Müller, der mit seinem Handbuch „Die Physiologie des Menschen“ (1833) die vergleichende Physiologie begründet und mit dem Satz „psychologus nemo nisi physiologus“ den Ausgangspunkt der Psychologie gezeigt hat. Schleidens Phytogenese war erschienen (1838), und Robert Mayer hatte mit seinem Gesetz über die „Konstanz der Energie“ (1842) die Einheit im gesamten Naturgeschehen begründet.

Im Geburtsjahr Haedels (1834) schrieb Humboldt an Bunseu, „einem Deutschen steht es nicht an, das edle Bestreben, das Beobachtete zu verknüpfen, das Empirische durch Ideen zu beherrschen, mit Verachtung zu behandeln: ich habe niemals die Möglichkeit einer Naturphilosophie bezweifelt“. Diese Worte, im Geburtsjahr Haedels gesprochen, klingen wie eine Verheißung, sollten doch gerade sie in Haedel ihre tiefste Bedeutung und höchste Erfüllung finden.

So war das geistige Deutschland, als der Nührige Ernst Haedel sich in Jena auf Veranlassung seines Freundes Karl Gegenbauer, dem nachmaligen berühmten vergleichenden Anatomen in Heidelberg, habilitierte.

Neben der rein beschreibenden Naturwissenschaft, welche zudem stete Rücksicht auf die offiziellen Kirchendogmen nahm, waren allerdings einzelne Tatsachen gefunden, welche von weittragender Bedeutung für die Entwicklungslehre werden sollten (Lamarck, Wöhler, Joh. Müller, K. E. v. Bär und andere). Aber keiner hatte den Mut, reflexlos die Konsequenzen aus der einmal gewonnenen Erkenntnis zu ziehen und der große Synthetiker fehlte vollends ganz — da kam die Lichtgestalt Ernst Haeckels!

Am 24. November 1859 war Darwins Buch über die Entstehung der Arten erschienen. Die vor Darwin aufgetauchten Ideen über eine natürliche und allmähliche Entstehung der Lebewesen waren unter der Einwirkung der biblischen Schöpfungsgeschichte immer mehr zurückgedrängt worden. Da bringt Darwin in seinem das gesamte Denken revolutionierenden Buche erstmals ein riesiges Tatsachenmaterial zusammen, welches den Glauben an eine Konstanz der Arten zum Verschwinden bringt und das Wort **Entwicklung** verkündet. Außer der Begründung der Abstammungslehre, der größten Geistesstat der Menschheit, hat uns aber Darwin in jenem Buche noch etwas anderes gegeben, er hat in den Tatsachen der Vererbung, Variabilität und des Kampfes ums Dasein die artbildenden Faktoren erblickt (Selektionstheorie). Als Haeckel im Frühjahr 1860 von Messina nach Berlin zurückgekehrt war, hörte er erst mal von Darwins Buche, er besorgte es sich, las Tag und Nacht, „es fielen ihm die Schuppen von den Augen“ und er erinnerte sich der Worte seines von ihm so hochgeschätzten Lehrers Joh. Müller, die er ihm einmal sagte, als er im Berliner Museum die Wirbeltierfossile betrachtete und meinte, ob denn diese Wirbeltiere ursprünglich nicht von einer gemeinsamen Urform abstammen könnten<sup>1)</sup>. Joh. Müller sagte damals zu dem jungen Studenten: „Ja, wenn wir das wüßten! Wenn Sie dieses Rätsel einmal lösen könnten, dann würden Sie das Höchste erreichen.“ — Sofort machte sich Haeckel daran, die Entwicklungslehre auf spezielle Gebiete und Probleme der systematischen Biologie anzuwenden. Die in Messina von ihm gesammelten Radiolarien wurden mit unendlichem Fleiße und Scharfsinn studiert und bereits 1862 ist die erste große Monographie „Die Radiolarien“ entstanden, bei welcher er zahlreiche Uebergangsformen feststellte, welche „die verschiedenen natürlichen Gruppen aufs innigste verbinden und deren systematische Trennung zum Teil sehr erschweren“. In diesem, damals nur von wenigen Fachleuten studierten Werke nennt Haeckel Darwins Theorie den ersten ernstlichen Versuch, „alle Erscheinungen der organischen Natur aus einem großartigen einheitlichen Gesichtspunkte zu erklären, und an die Stelle des unbegreiflichen Wunders die begreiflichen Naturgesetze zu bringen.“ Darwins Annahme einer von einem außerweltlichen Schöpfer geschaffenen Urform gegenüber geht Haeckel über Darwin hinaus, indem er sagt: „Wenn Darwin für die erste Spezies einen besonderen Schöpfungsakt annimmt, so ist dies jedenfalls inkonsequent und, wie mir scheint, nicht ernst gemeint.“ (Radiolarien 1862.) Und bezüglich der Selektionstheorie sagt Haeckel ebenda bereits „so ist es doch leicht möglich, daß ebensoviel und wichtige andere Prinzipien, die auf die Erscheinung der organischen Natur in gleicher Weise oder noch mehr bedingend einwirken, uns noch gänzlich unbekannt sind.“ Bereits hier schon bemerkt Haeckel, daß außer der Selektionstheorie wohl noch andere Faktoren bei der Artumwandlung mitgewirkt haben und auf der Naturforscherversammlung in Stuttgart (1863), wo Haeckel als erster in Deutschland die Entwicklungslehre verteidigt, selbst von „Anhängern“ damals mit Ironie und ungläubigem Kopfschütteln empfangen, sagte er bezüglich der von Darwin allzu einseitig betonten natürlichen Züchtung im Kampfe ums Dasein „nicht weniger einflussreich als diese Wechselbeziehungen dürften in vielen Fällen die von Darwin wohl allzusehr vernachlässigten äußeren Existenzbedingungen der anorganischen Natur sein usw.“

So sieht also Haeckel der Dogmatiker aus!

Vom ersten Augenblick an hat er die Entwicklungslehre derart vertieft, daß wir heute getrost sagen können, was wäre damals aus Darwin ohne Haeckel geworden? Welcher ist der größere von beiden? Während aber Darwin die Anwendung der Deszendenztheorie auf den Menschen damals noch nicht unternommen hatte, Haeckel zieht bereits auf der Stuttgarter Versammlung die Konsequenz mit den Worten „was uns Menschen selbst betrifft, so hätten wir also konsequenterweise, als die höchst organisierten Wirbeltiere, unsere uralten gemeinsamen Vorfahren in affenähnlichen Säugetieren, weiterhin in langurushartigen Beuteltieren, noch weiter hinauf in der sogenannten Sekundärperiode in eidechsenartigen Reptilien und endlich, in noch früherer Zeit, in der Primärperiode in niedrig organisierten Fischen zu suchen.“ Von Karl Vogt und Theodor Huxley wurde im selben Jahre derselbe Gedanke über die Anthropogenese ausgesprochen. Damit hatte Haeckel bereits 1863 den „Born glaubenseiferiger Tagesblätter über sich geladen.“

Als erster hatte es also Haeckel gewagt, die Sonderstellung des Menschen in der Natur abzulehnen, so wie Giordano Bruno, der Philosoph der Keplerischen Weltanschauung, mit der Vorzugsstellung der Erde für immer aufräumte. Doch die Zeit der Scheiterhaufen war vorbei und an dem Kampfesmut, der Ehrlichkeit und Lauterkeit

<sup>1)</sup> Ein Beweis, wie der phylogenetische Gedanken schon damals vor Darwins Buch bei Haeckel vorhanden war.  
<sup>2)</sup> In der dritten Auflage der Entstehung der Arten hat aber Darwin diese Ansicht bereits aufgegeben. Diese Stelle fehlt dort.

dieses Mannes erbaute sich jedermann, der noch einen Sinn hatte für das Wahre. Die denkwürdige Versammlung in Stuttgart war die Geburtsstunde einer neuen Zeit, welche einen Umschwung in wissenschaftlichen Ansichten und Ueberzeugungen brachte, der in erster Linie auf Haeckels Wirksamkeit zurückzuführen war. Für Haeckel aber war die Forderung seines ersten großen Erfolges, die Entwicklungslehre für die Fachwissenschaft in umfassender Weise zu begründen und zu vertiefen. Haeckel einen Nachbeter Darwins zu nennen, wie es früher öfters geschah, ist soviel wie zu behaupten, Schiller sei der Nachbeter Goethes gewesen. Diese Begründung und Rechtfertigung nahm Haeckel in dem Grundbuche der modernen Naturphilosophie, in seiner zweibändigen „Generellen Morphologie“ vor. Auf dem festen Boden der nun fest begründeten Entwicklungslehre, auf Grund spezieller Detailuntersuchungen und in der strengen Form eines systematisch geordneten Lehrgebäudes (Heinr. Schmidt) wird hier erstmals ein neues Gebäude der neuen Philosophie errichtet. Wie ein roter Faden zieht sich durch die „generelle Morphologie“ das in derselben begründete „biogenetische Grundgesetz“, welches die individuelle Entwicklung als eine durch Vererbung und Anpassung bedingte Rekapitulation der Stammesentwicklung zeigt. Der monistische Grundgedanke von der Einheit der organischen und unorganischen Natur wird hier erstmals durchgeführt und dieser Gedanke war es auch, der Haeckel bis zum letzten Atemzug beschäftigte. Haeckels „natürliche Schöpfungsgeschichte“ (1868, letzte Auflage 1909, 2 Bde. mit 30 Tafeln) nach deren Bekanntwerden Darwin sagte, daß er seine „Abstammung des Menschen“ (1871) gar nicht geschrieben hätte, wenn ihm dieselbe vorher bekannt gewesen wäre, ist die Popularisierung der in der „generellen Morphologie“ in tiefer und breiter Wissenschaft vorhandenen Gedankenwelt. Seine „Anthropogenie“ (1874, letzte Auflage 1910, 2 Bde.) geht erstmals über die bisher schulförmige Behandlung der individuellen Entwicklungsgeschichte (Embryologie) hinaus, indem ihr Haeckel ergänzend und erklären an die Seite stellt, die Entwicklung des menschlichen Stammes, d. h. die Entwicklung der verschiedenen Tierformen, aus denen sich im Laufe der äonenlangen Erdgeschichte allmählich das Menschengeschlecht hervorgebildet hat. Beide Zweige der menschlichen Entwicklungsgeschichte verbindet das biogenetische Grundgesetz, nach welchem die Phylogenie die mechanische Ursache der Ontogenie ist. In seiner „systematischen Phylogenie“ aber, in ihren Grundzügen bereits in der natürlichen Schöpfungsgeschichte behandelt, wurden die Tatsachen der Paläontologie, Anatomie und Ontogenie benützt, um die Grundlinien der Entwicklung darzustellen von den „ersten stickstoffhaltigen Kohlenstoffverbindungen an bis zu den Späthen der Protozoen und Protophyten der Pflanzen und Tiere.“

In zahlreichen weiteren Arbeiten und Büchern, deren Verzeichnis selbst ein Buch füllen würde, bis hinauf zu den „Kristallseelen“ hat es Haeckel unternommen, Detailuntersuchungen durch deren Synthese in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Der Inhalt der Arbeit des alten Haeckel ist zuletzt fast ausschließlich dem Monismus als Weltanschauung gewidmet. (Schluß folgt.)

## Hans Heinrich Ehrler.

Von Hans Gäßgen.

„Eichendorff redivivus“ — so möchte man Hans Heinrich Ehrler nennen, wenn man in beglückten Stunden sich versenkt in seine stillen, tief durchseelten Verse. Und doch ist er anders als der romantische Dichter, dessen Gestalt heute, zum Heil unseres Volkes, sich wieder emporzuheben beginnt in seinem ganzen Reichtum. Die gedankliche und formelle Ungebundenheit, das Zerflatternde der Handlung, etwa im „Taugenichts“, hat Ehrler nicht. Bei ihm eint sich romantisches Empfinden und klassische Gestaltungskraft aufs glücklichste. Stufenweise, Schritt für Schritt entwickelt sich das Geschehen in seinen Prosabüchern; aber auch seine Versbände bilden jeder ein harmonisch aufgebautes, in sich geschlossenes Ganze.

Mit den „Briefen vom Land“\*) trat der schon im reifen Alter stehende Dichter 1911 zuerst hervor. Er flog, wie er in einer kürzlich veröffentlichten autobiographischen Skizze mitteilt, nach dreizehnjähriger Tätigkeit als Redakteur „in dreißigem Abenteuer“ mit seiner Frau aufs Land und schrieb sein erstes Buch. Es ist die Geschichte eines Ehebruchs, aber so rein und edel erfährt und gestaltet, daß die Beziehungen zwischen Nikolaus Köstlin und der Gattin des anderen keinen Augenblick ein Gefühl des Aufstoßes aufkommen lassen. Eine Erzählung, die schon unzählige Male geschrieben wurde; Ehrler aber hat aus ihr eine von hoher Menschenliebe geabelte Dichtung geschaffen. Daß das Buch reich ist an wunderbaren Stimmungen, die einem innigen Einssein mit Wiesen, Wald und Wolken entströmen, erhöht seine Bedeutung zu einem Werk der Weihe und Andacht.

„Die Reise ins Pfarrhaus“ zeigt alle Vorzüge der „Briefe vom Land“ vielleicht in noch gesteigertem Maße. Hier-

\*) Alle Werke H. H. Ehrlers sind im Verlage von Strecker & Schröder in Stuttgart erschienen.

zehn, für ein Menschenleben entscheidende Wochen ziehen an und vorüber, vierzehn Wochen, die Jakob Meister bei einem Pfarrer verbringen darf, der ihn Latein lehren soll, der ihn aber mehr, viel mehr als das lehrt: im höchsten Sinne Mensch zu sein und aus der Natur mehr zu schöpfen als aus verstaubten Büchern. Durch das Leben wird Jakob enttäuscht, und gebrochen findet er nach langer Irrfahrt eine Heimstatt dort, wo er einst eine kurze, seltsame Jünglingszeit verleben durfte.

Ehrlers drittes Prosawerk „Der Hof des Patrizierhauses“ enthält Novellen, unter denen einige von berückender Schönheit und vollendeter Fassung sind, „Peregrin“, voll süßer Schwermut und Melancholie, „Die heilige Cäcilia“, einen Legendenstoff schlicht und dann meisterhaft gestaltend, und „Die Hochzeit der Maria Riberit“, Spannung und Stimmung harmonisch miteinander verflechtend, — legen Zeugnis ab von einer künstlerischen, deren Reife in Zeiten der Hast und Unrast besonders erfreut und beglückt.

Der Inhalt der „Lieder an ein Mädchen“ liegt im Titel angedeutet: Zwanglose Verse — eigentliche „Lieder“ sind die wenigsten — an eine Geliebte, die dem Liebenden als „Schönste der Frauen“ erscheint. Dem Zauber dieses Gedichtbandes, der auch an melodischem Reichtum von wenigen erreicht wird, kann man sich schwer entziehen. Eine Probe möge dartun, wie es Ehrler versteht, volklich und darum für den Empfänglichen unvergeßlich zu gestalten:

„Du kommst auf keinem weißen Ros  
Und auch auf keines Königs Schloß.  
Doch führt Dich morgen meine Hand  
Sinein in dieser Lieder Land,  
Da werden alle Frauen  
Demütig nach Dir schauen.“

Auch die „Frühlingslieder“ sind Liebeslieder, Verse Lieber, die voneinander sagen können:

„Wir glauben noch an Märchen und an Sterne,  
Die heute kaum den Kindern mehr gehören.  
Es fliehet Silber uns aus allen Adren,  
Und überm Berge dort das Tal ist uns schon ferne.  
Wir sehn das Mondlicht in den Brunnen spielen  
Doch uns verloren Elfen bei dem Reigen  
Viel Perlen, die am Schatten nun von Zweigen  
Als Schnüre drunten hängen blieben, da sie fielen.  
Geheime Kränze tragen in den Haaren  
Wir durch das Erdenland auf seligen Wegen  
Und stauen nicht, wenn wir sie niederlegen,  
Daß selber wir nur Sterne und nur Märchen waren.“

Viel Jubel und Seligkeit, reine Freude an der im Frühlingsglück neuerstandenen und zu höchster Pracht sich entfaltenden Gotteswelt und inniges Versenken in die Schönheiten, die Mutter Natur auf Schritt und Tritt für uns, wenn wir nur sehen wollen, bereit hält, — unendliches Glück reihen, edlen Menschentums bergen diese köstlichen Frühlingslieder, die zu unserer schönsten gehören.

Die Klage einer Braut, deren Geliebter im Felde fiel, enthält das Versbüchlein „Die Liebe leidet keinen Tod“, das den trauernden deutschen Frauen gewidmet ist. Keine Kriegskarikatur im üblichen Sinne, sondern eine stille, würdige, hoffnungsstarke Klage. In der es einmal heißt:

„Ein später Sämann wirft hinab  
Dem Acker seinen Keim ins Grab,  
Und wird der Hoffnung auch die Scholle schwer,  
Es ist kein Grab, das nicht ein Acker war.“

Auch zwei Anthologien hat uns Ehrler geschenkt. Die eine, ein kleines, schmales Büchlein, nennt sich

„Wenn alle Bräunlein fliehen . . .“

und enthält deutsche Liebeslieder.

Aus dem überreichen Blüthengarten des deutschen Volkstums hat der Dichter mit liebevoller Hand ein Sträußlein gewunden, das sich ebenbürtig neben Hermann Hesses „Andenkenbaum“ behauptet. Im „Schwäbischen Liederbuch“ aber hat Ehrler eine Auswahl aus der klassischen schwäbischen Lyrik zusammengestellt, die mit Schubart beginnt und über Schiller, Hölderlin, Mörike bis zu Christian Wagner und Karl Weickbrecht führt.

Auf's neue staunt man, wenn man den starken Band durchblättert, über die Fülle dichterischen Edelgutes, das Schwaben hervorgebracht. Für die Stillen im Lande gedelht auch heutigen Tages in Württemberg und überhaupt im südwestlichen Deutschland ein reich bestellter Dichtergarten. Hermann Hesse, Rudolph Lind, Anna Schieber, Auguste Supper werden gewiß manchen lautbeklatschten Tagespoeten überleben. Hans Heinrich Ehrlers Dichtungen aber füllen ein besonders geeignetes Fleckchen des Gartens, zu dem man pilgern mag, wenn Leid und Qual überhandnehmen im gequälten Herzen. Ungetröstet wird man nie von bannen ziehen.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.  
Verantwortlicher Leiter: Gustav Mebert. — Druck und Verlag der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung in G. S.